

Texte zu

**Ethnologen in Krisen- und Kriegsgebieten:
Ethische Aspekte eines neuen
Berufsfeldes**

**02.Oktober 2009
auf dem Campus Westend/Frankfurt am Main**

Inhaltsverzeichnis

Ethnologen aus Lehre und Forschung

Hermann Amborn.....	3
Volker Harms.....	6

Ethnologen aus der Praxis

Monika Lanik.....	9
Sabine Mannitz.....	12
Barbara Mück.....	16

Ethnologen aus Lehre und Forschung

Veröffentlichung zum Diskussionsforum der DGV

Hermann Amborn, Ludwig-Maximilians-Universität München (emeritiert)

Zunächst zu meiner Position: Als Hochschullehrer ist mir auch die außerakademische Praxis durch meine frühere Auslandstätigkeit als Techniker durchaus bekannt. Auf Großbaustellen kam es damals auch zu sogenannten ethnischen Konflikten.

Ethnologen können zweifelsohne etwas über Konflikte und Konfliktlösungen sagen, und es existieren Institutionen und Foren, in denen sie ihr Wissen einbringen können – aber innerhalb des Militärs gibt es kein adäquates Arbeitsfeld für Ethnologen.

Ethnologie ist eine Humanwissenschaft; als solche kann sie von der Analyse fremder Lebenswelten ausgehend zur Reflexion anregen, sie kann Fragen stellen und ein Problembewusstsein außerhalb des Schubladendenkens schaffen. Sie sollte jedoch nicht mit anwendungsorientierten Disziplinen verwechselt werden, die sich – wie etwa die Ingenieurwissenschaften – auf gesicherte Tatsachen berufen.

Wenn diese nicht zu erwarten sind, mögen dennoch ethnologische Methoden von praktischem Nutzen sein, und dies haben Militärs erkannt: Ethnologen sollen im Operationsgebiet das soziale Terrain untersuchen und dabei helfen, Freunde von potentiellen Feinden zu unterscheiden. Zu ihrem Schutz erhalten sie Soldatenstatus. Zwar spielten Forumsteilnehmerinnen ihre Bedeutung innerhalb der Bundeswehr herunter, doch

wurde zugegeben, „Schreibtischtäterin“ zu sein. Auch die Stellenausschreibungen sprechen eine deutliche Sprache.

Mit ihren Analysen sollen Ethnologen den sozialstrategischen Zugriff auf die örtliche Bevölkerung ermöglichen: Kultur, soziale Netzwerke und Mentalitäten werden so zum Feld militärischer Operationen.

Derartige Vorgaben stehen im krassen Widerspruch zu vertretbarer ethnologischer Forschung, selbst wenn die sogenannte Zielgruppe befragt werden sollte. Nicht von ungefähr wandelte sich ethnologische Forschungspraxis in den letzten Jahrzehnten (besonders im Bewusstsein ihrer kolonialen Vergangenheit) von der beobachtenden Teilnahme hin zur Teilnahme und Anteilnahme (Concerned Anthropology, Grassroot Anthropology, Diskursive Handlungsforschung etc.). Der Versuch, eine Vertrauensbasis mit den Gesprächspartnern zu schaffen, ist heute eine Selbstverständlichkeit. Wer hingegen wie einstige Regierungsethnologen unter Waffenschutz kommt, kann kein Vertrauen gewinnen. Als ob wir das nicht wüssten; und Volker Harms hat dies in aller Deutlichkeit vorgetragen. Das in den letzten Jahrzehnten mühsam erworbene Vertrauen in die Ethnologie wird verspielt und unserer Wissenschaft fundamentaler Schaden zugefügt. Freilich ist dieser für die Bevölkerung vor Ort weit schlimmer, allein schon, wenn mit dem alten Prinzip von „Divide et impera“ neue Konfliktherde generiert werden.

Es ist illusorisch zu glauben, eine Wissenschaftlerin könne sich auf Dauer dieser aus militärischer Sicht logischen Erwägung entziehen. Der Apparat formt sich seine Leute nach seinem Muster; und die Entscheidungen über Aktionen treffen ohnehin andere. Schließlich geht es um militärische Effizienz. Ethnologisches Wissen wird damit zur strategischen Verschiebegröße.

Das berührt ein grundsätzliches Problem, das ebenso in anderen Bereichen (Industrie, Entwicklungshilfe etc.) auftaucht: Ethnologische Methoden und Analysen, namentlich wenn sie losgelöst von den mit ihnen verbundenen Theorien in der „Praxis“ angewendet werden, lassen sich für unterschiedliche Interessen einsetzen. Ihrem humanitären ethischen Anspruch nach dienen sie zur Emanzipation und der Abwendung von Machtausübung, aber ebenso können sie als Beihilfe zur Machtausübung Verwendung finden, worauf Annette Hornbacher nachdrücklich verwies. Um der Willkürlichkeit einen Riegel vorzuschieben, gilt es daher, das Auseinanderdriften von Theorie und Praxis zu vermeiden. In der gegenseitigen Beziehung von Theorie und Praxis liegt der Kern ethischer Probleme. Aus der reflexiven Fundierung des Erkenntnisinteresses erwächst die Orientierung für die Praxis und diese wirkt wiederum auf die Theoriebildung.

Als Student muss man sich während des Studiums darüber klar werden, warum man das Fach gewählt hat: aus Interesse an der Vielfalt der Lebensformen und zur Schulung des

eigenen Reflexionsvermögens – was im späteren Berufsleben durchaus von Nutzen ist – oder als Ausbildung für einen Job, in dem man das einmal erworbene Wissen späterhin anwenden kann. Im Raum steht immer auch das Gespenst der drohenden Arbeitslosigkeit. Im Besonderen heißt das: Worauf bin ich bereit mich einzulassen, wo ziehe ich die Grenzen?

Bereits jetzt gibt es außerhalb des Militärs für Ethnologen und Ethnologinnen zahlreiche Möglichkeiten, bei Krisenbewältigungen mitzuarbeiten, etwa in Organisationen, die humanitäre – d.h. gewaltfreie – Ziele verfolgen. Hier lässt sich ethnologisches Problembewusstsein einbringen. Entsprechende Institutionen haben Svenja Schmelcher und Hannes Stegemann genannt. Erstaunliche Erfolge erzielten Ethnologinnen auch im DED-Friedensdienst. Beachtung verdient in diesem Zusammenhang, dass in Darfur das Rote Kreuz tiefer in die Krisengebiete hineinging als die UN-Truppen. Doch warnte Hannes Stegemann zu Recht vor der Gefahr eines blauäugigen Paternalismus und Aktionismus, die gerade bei „humanitären“ Tätigkeiten gegeben sei. Zuhören können und Reflektion müssen jeglicher Aktion vorausgehen.

Bei Bemühungen um Konfliktlösung sollten Ethnologen verstärkt nach entsprechenden indigenen Konzepten suchen und Zurückhaltung gegenüber vorgefassten Vorstellungen üben. Auch eine beratende Tätigkeit bei politischen Entscheidungsträgern ist denkbar, um beispielsweise präventive Maßnahmen im zivilen Bereich zu bedenken.

Dies alles erfordert eine Sensibilisierung für ethische Fragestellungen. Ethik-Codes oder Erklärungen zur Ethik allein reichen dazu nicht aus. Um Entscheidungshilfen zu bieten, muss Ethik Teil des ethnologischen Curriculums werden. Nur dann kann ein Problembewusstsein geschult werden, das Antworten – und vor allem Begründungen – zu finden in der Lage ist, wenn sich etwa die Frage nach der Mitwirkung im Friedensdienst oder bei militärischen Einsätzen stellen sollte.

Kommentar zur Podiumsdiskussion
„Ethnologen in Krisen- und Kriegsgebieten:
Ethische Aspekte eines neuen Berufsfeldes“

Volker Harms, Eberhard-Karls-Universität Tübingen (Akademischer Oberrat a. D.)

Der folgende Text ist unter einem Zeitdruck entstanden, für den der Verfasser selbst die Verantwortung trägt. In der Konsequenz daraus sowie durch die vorgegebene Kürze ergibt sich möglicherweise eine etwas enge Zuspitzung meines Kommentars.

In der Zusammenfassung meines Eingangsstatements zur oben genannten Diskussion wird eine meiner Positionen folgendermaßen dargestellt: „Auch Volker Harms bezog sich auf die geschichtliche Entwicklung des Faches, betonte aber ausdrücklich, dass die heutige Beschäftigung und Einbeziehung von Ethnologen innerhalb der Bundeswehr neu zu bewerten sei.“ Dies halte ich für nur teilweise zutreffend und möchte deshalb meinen Standpunkt dazu hier klarstellen. In der Tat behaupte ich nicht, dass es eine unmittelbare Kontinuität gibt zwischen der kolonial geprägten Ethnologie, wie sie sich in Deutschland im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zunächst in Völkerkundemuseen und von dort ausgehend auch in der Lehre an den Universitäten etablierte, und...(Satz unvollständig?). Zu dieser Problematik in der Geschichte unseres Faches habe ich mich ausführlich vor gut einem Vierteljahrhundert an anderer Stelle geäußert (Harms 1984).

Gleichwohl sehe ich sehr deutliche Parallelen zwischen der frühen Fachgeschichte und der heutigen Situation. Damals lag die Bereitschaft zur Zusammenarbeit bei den Ethnologen vor allem auf dem Gebiet der Propagierung des kolonialen Gedankens und der Unterstützung der kolonialen Administration, deren Aufgabe in der kolonialen Unterdrückung außereuropäischer Völker bestand, was notwendigerweise den Einsatz von Kolonialmilitär und von Polizeitruppen einschloss. Die heutige Parallele zur Bereitschaft von Ethnologen (d.h. vor allem Ethnologinnen) mit der Bundeswehr im Rahmen deren nach 1989 neu definierten Aufgabenstellung zusammen zu arbeiten, möchte ich der gebotenen Kürze wegen nur am Gebrauch eines damals wie heute sehr zentralen Begriffs verdeutlichen. Wenn in der deutschen Kolonialzeit Militär- oder Polizeitruppen den ihnen gestellten Auftrag der Unterdrückung sowohl von blutigen Clan-Fehden als auch von antikolonialem Widerstand erfüllten, sprach man bevorzugt davon, es handle sich um eine „Pazifizierung“ des entsprechenden Terrains. Die Gleichheit mit dem heute bevorzugten Begriff des „Peacekeeping“ und damit einhergehend der Missbrauch des gerade in der deutschen Sprache sehr positiv besetzten Begriffs „Frieden“ werden leider überdeutlich.

Wichtig ist mir ferner die folgende Stellungnahme. Dr. Maren Tomforde arbeitet bereits seit mehreren Jahren als Ethnologin in der deutschen Bundeswehr und ist derzeit Dozentin an deren Führungsakademie. Sie hatte ursprünglich ebenfalls an der Podiumsdiskussion teilnehmen wollen, musste aber aus Gründen, die mir entfallen sind, absagen. Sie hat jedoch das Manuskript eines Beitrags von ihr zur Verfügung gestellt, der für eine US-amerikanische Sammelveröffentlichung bestimmt ist und der in besonders zentraler Weise das Thema unserer Diskussion behandelt. Er trägt den Titel: „Should Anthropologists Provide their Knowledge to the Military? An Ethical Discourse Taking Germany as an Example“.

In ihren Schlussüberlegungen formuliert sie u.a. die folgende Maxime (Ms. S.19):

„As a researcher, I have a responsibility to not allow myself to be absorbed unconsciously into particular ways of thinking; for example, believing unreflexively that peacekeeping work in NATO, the EU or the United Nations is critically important for Germany's future. As a result, I take a more and more critical stance towards the *Bundeswehr's* missions abroad (...), and I ask my students to question whether or not presence of weapons and the enforcement of the Western model of democracy and the nation state can help to establish sustainable peace in conflict regions.“

Dieser Formulierung stimme ich vor allem in einem generellen Sinne voll zu. Einige Zeilen später fährt die Autorin dann jedoch mit implizitem Bezug auf ihre Maxime fort:

„I continue my work with the *Bundeswehr* because I am convinced that different and differentiated thoughts are important to introduce to the armed forces. (...) Anthropological

teaching can indeed help to change military perceptions of the *Bundeswehr's* work and mission in positive ways.”

An dieser Vorstellung möchte ich nun allerdings deutliche Kritik üben. Dabei bezweifle ich keineswegs das von Frau Tomforde für sich und andere beanspruchte nonkonformistische Verhalten und Denken innerhalb der Führungsakademie der Bundeswehr. Auch bin ich davon überzeugt, dass dies von den für die Führungsakademie Verantwortlichen nicht nur geduldet, sondern wahrscheinlich sogar gefördert wird, da eine gegenteilige Haltung eher kontraproduktiv für den Auftrag gerade dieser Institution wäre. Das entscheidende Problem stellt sich jedoch im folgenden Vergleich der Positionen. Die Führungsakademie kann sich diese offene Haltung sehr gut leisten, zumal es ja noch weitere aus der Ethnologie kommende Mitarbeiterinnen mit durchaus anderen Aufgaben in der Bundeswehr gibt. Die Frage jedoch, ob das Fach Ethnologie, verstanden als Gemeinschaft von WissenschaftlerInnen, es sich leisten kann, dass aus ihren Reihen ganz selbstverständlich EthnologInnen in einer Armee mitarbeiten, die von verschiedenen Völkern und Nationen als jeden Widerstand unterdrückende Besatzungsmacht erlebt wird, muss mit einem eindeutigen Nein beantwortet werden!

Dieses kategorische Nein ergibt sich aus einer wirklich ernst gemeinten Fachethik der Ethnologie, bei der nicht die einen EthnologInnen unter Nutzung des ihnen entgegen gebrachten Vertrauens in ihren jeweiligen Gastgesellschaften dasjenige ethnographische Wissen sammeln können, das die anderen EthnologInnen für die neokoloniale Unterdrückung jener Gastgesellschaften durch die Mitarbeit im Militär verfügbar machen.

Literaturhinweis:

Harms, Volker (1984): Das historische Verhältnis der deutschen Ethnologie zum Kolonialismus. In: Zeitschrift für Kulturaustausch, Jg. 34, Heft 4, S. 401-416.

Ethnologen aus der Praxis

Monika Lanik, Amt für Geoinformationswesen der Bundeswehr

Das sehr differenziert aufgebaute Diskussionsforum „Ethnologen in Krisen- und Kriegsgebieten: Ethische Aspekte eines neuen Berufsfeldes“ ließ trotz der umsichtigen Zusammenstellung der beiden Podien, trotz des großen Interesses und Engagements der Diskussionsteilnehmer und Teilnehmerinnen aus dem Publikum, trotz der umfassenden Informationsarbeit im Vorfeld der Veranstaltung und der souveränen Moderation zu wenig Raum, um verwirnte Themen zu entzerren.

Ethische Fragestellungen, die sich in diesen neuen Berufsfeldern für Ethnologen und Ethnologinnen auftun, setzen individuelles und verantwortliches Handeln und Einzelfallprüfungen voraus. Dies wiederum bedeutet, die eigene Lage und den Rahmen des eigenen Handelns genau kennen zu müssen, um die ethische Dimension überhaupt erfassen zu können. Diese Rahmen schienen in der Diskussion teilweise etwas verrückt worden zu sein. Damit wird eine ethische Bewertung von Handlungskonsequenzen erschwert.

Die Frage beispielsweise, inwieweit sich militärische Intervention und Entwicklungshilfe in einem Einsatzszenario widersprechen, bringt keinen Aufschluss darüber, inwieweit die Arbeit von Ethnologen und Ethnologinnen im Militär bzw. in der Entwicklungshilfe widersprüchlich ist. Im Rahmen des Ansatzes der „Vernetzten Sicherheit“ werden zukünftig mehr und mehr

zivilmilitärische Operationen in den unterschiedlichsten Szenarien durchgeführt werden. Dies wirft ethische Implikationen für Ethnologen und Ethnologinnen auf, unabhängig davon, ob sie für das Militär, für eine andere staatliche Institution oder für eine NGO arbeiten.

Vorschnelle Verallgemeinerungen, wie die Gleichsetzung von Militär und Geheimdienst und mangelnde Berücksichtigung der Binnenstruktur der Bundeswehr, verschleiern die aktuelle Situation des „Berufsfeldes Bundeswehr“ für die Ethnologie. Mit dem Argument der mangelnden Transparenz, was die Produkte der (nicht existierenden) Militärethnologie anbelangt, wird der Blick verstellt für eine objektive Analyse eines ethnologischen Aufgabenfeldes. An welchen Stellen in der Bundeswehr werden Ethnologen und Ethnologinnen gebraucht, wofür werden sie gebraucht und wofür werden sie eingesetzt? Die Übermacht der aktuellen US-amerikanischen Debatte um die Human Terrain Systems trägt zur Schiefelage der Analyse der deutschen Situation bei. So entsteht eine maßlose Überhöhung der Bedeutung der Ethnologie in der Bundeswehr bei gleichzeitiger Immunsierung gegenüber den eigentlichen Problemstellungen.

Nach Ende des Kalten Krieges, angesichts des „Kampfes der Kulturen“, scheint die Ethnologie Hochkonjunktur in der Militärberatung zu haben. Es gilt genau zu prüfen, ob tatsächlich die Ethnologie mit ihrem spezifischen Methodenkanon und Wissensbestand gefragt ist oder lediglich eine vage Vorstellung davon, quasi ein Bedarf. Umso dringlicher ist es, diese vagen Bedarfe in ethnologisch adäquate Fragestellungen zu übersetzen.

Bedeutsam an diesem Diskussionsforum ist, dass es in Deutschland eine Fachdebatte eröffnet hat – in Verlängerung der Ethikdebatte, die in der „Frankfurter Erklärung zur Ethik in der Ethnologie“ gefordert ist. Beide Debatten sollten informiert geführt werden. Nur so kann der allseits geäußerten Forderung nach Transparenz nachgekommen werden.

Die Erfahrungen des US-amerikanischen Militärs mit dem Einsatz von Sozial- und Kulturanthropologen im Irak und in Afghanistan zeigen die von Kritikern prognostizierten methodischen Fallstricke und die daraus resultierenden Irrtümer auf. Umso dringlicher braucht es ethnologische Expertise im Militär sowie die Anbindung dieser Expertise an die Fachdisziplin und informierte Debatten in der Öffentlichkeit. Eine radikale Abkehr des ganzen Faches von dieser Aufgabenstellung würde einer Simulation der Ethnologie im militärischen Kontext Vorschub leisten.

Vorschnelle Generalisierungen verengen den Horizont. In diesen Feldern ist Fachwissen gefragt. Um beispielsweise Ethnien als eine Kategorie sozialer Gruppen zu verstehen, die

sich durch die subjektiv empfundene Zugehörigkeit von anderen abgrenzen und diese Abgrenzungen nicht aus ethischer Perspektive definiert werden können.

Ausgebildete Ethnologen und Ethnologinnen sind sensibilisiert für ethische Fragen bei der Erforschung des Fremden. Diese Sensibilisierung und der darauf aufbauende Methodenkanon sollten die Grundlage sein für die Beantwortung ethnologischer Fragestellungen im militärischen Kontext.

Für eine Fortführung der Diskussion um Ethnologie und Militär wäre es sicherlich erhellend, verwandte Debatten in Disziplinen wie Psychologie, Medizin, Theologie, Geowissenschaften, Physik in den Blick zu nehmen. Genauso interessant wäre es zu vergleichen, wie ethnologische Vereinigungen in anderen Ländern die Diskussion aufgreifen, ob sie sich einem verbindlichen Ethic-Codex verschreiben oder auf die Ausbildung ethischer Verantwortung innerhalb der ethnologischen Ausbildung bauen.

Die sicherheitspolitischen Diskurse zeichnen für eine nicht allzu ferne Zukunft neue Bedrohungen ab: der offensichtlich nicht abwendbare Klimawandel und damit einhergehende Risiken und Konflikte. Auch in diesem Themenbereich sind Ethnologen und Ethnologinnen besonders gefragt, weil sie über Wissen darüber verfügen, wie Menschen in Krisen und Konfliktsituationen reagieren – ein Wissen, das von den naturwissenschaftlichen Klimaforschern nicht abgedeckt wird. Auch hier gilt es, die kultur- und sozialwissenschaftlichen Erkenntnisse dort einzubringen, wo ansonsten mehr oder weniger plausible Platzhalter Erklärungslücken schließen würden.

Alles in allem ist nach dieser sehr gelungenen Eröffnung der Debatte eine informiertere Fortführung unter spezifischeren Themenstellungen überaus wünschenswert.

Dieser Text gibt ausschließlich meine persönlichen Eindrücke und Meinungen wieder.

Ethnologische Ethik in neuen Berufsfeldern: Friedens- und Konfliktforschung

Sabine Mannitz, Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung

Dass Ethnologinnen und Ethnologen Konfliktforschung – und zwar eher noch als Friedensforschung – betreiben, ist keineswegs neu. Dass ethnologische Expertise in der *institutionalisierten* Friedens- und Konfliktforschung nachgefragt wird, allerdings schon. Die Institute für Friedens- und Konfliktforschung sowohl in Deutschland als auch in anderen Ländern sind ganz überwiegend politikwissenschaftlich dominiert, und sie operieren ganz überwiegend an der Schnittstelle von Grundlagenforschung und Politikberatung. Ethnologinnen und Ethnologen sind hier Ausnahmereischeinungen, aber das Interesse an ethnologischen Methoden und Forschungsperspektiven ist in den letzten 20 Jahren gewachsen. Das hat einerseits damit zu tun, dass eine Reihe von Sezessionen und Gewaltkonflikten nach dem Ende des Kalten Krieges als „ethnische Konflikte“ gedeutet wurden – wenn auch eher nicht von Ethnologen. Das Interesse, zu „ethnischen Konflikten“ oder den ethnisierten Diskursen über sie spezielles „Fachwissen“ einzuholen, hat dennoch dazu beigetragen, dass unsere Expertise für die einschlägigen Institute attraktiv geworden ist. Andererseits trägt auch die voranschreitende soziale Differenzierung, die u.a. gesellschaftliche Beziehungen, Diskursfelder und Auseinandersetzungen um Deutungshoheit und Anerkennung komplexer macht, dazu bei, dass die hermeneutischen Verfahren der Ethnologie in den Instituten der Friedens- und Konfliktforschung nachgefragt werden.

Ethische Fragen berührt dieses Berufsfeld vor allem dadurch, dass die institutionalisierte Friedens- und Konfliktforschung normativ fundiert ist: Sie will zur Vermeidung und Beilegung von Konflikten beitragen und hat daher neben der Grundlagenforschung immer auch anwendungsorientierte Vermittlungsarbeit zu leisten, inklusive der politikberatenden Tätigkeit, Orientierungs- und Handlungswissen für praktische Gestaltungsprozesse bereitzustellen. Welche Formen das im Einzelnen annimmt, hängt stark vom eigenen Forschungsgebiet ab, aber es ist eindeutig ein Teilbereich, der besondere Sensibilität mit Blick auf die berufsethischen Normen verlangt. Es ist außerdem etwas, das unter Ethnologinnen und Ethnologen heutzutage mehrheitlich besonders übel beleumundet ist, weil es sowohl historische als auch zeitgenössische Beispiele dafür gibt, dass Ethnologen ihre Forschungsergebnisse als Herrschaftswissen genutzt und weitergegeben haben – für die koloniale Machtausübung, für geheimdienstliche Interessen, für Zwecke der Kriegführung oder die Niederschlagung von Aufständen. Das Stichwort „Politikberatung“ weckt daher Verratsverdacht. Allerdings fällt es der Ethnologie auch besonders schwer, ein unkompliziertes Verhältnis zur politiknahen Forschung zu entwickeln, weil die Eindringtiefe ethnologischer Forschung sich *per se* dagegen sperrt, kurzfristig in griffige Handlungsorientierung übersetzt zu werden. Es gehört zum Spagat zwischen Grundlagenforschung und Beratung, solche Erwartungstendenzen meist enttäuschen zu müssen; was freilich nicht davor schützt, dass Fachkolleginnen und –kollegen diejenigen für leichtfertig oder fahrlässig halten mögen, die meinen, Wissen für politische Entscheidungsprozesse liefern zu können.

In unserer Rolle als Forschende, Lehrende und in der Praxis Tätige tragen wir generell soziale Verantwortung. Das heißt: Schlüsse, die wir ziehen, was wir äußern oder empfehlen – in der Tat insbesondere politischen Entscheidungsträgern gegenüber – kann das Leben unserer Mitmenschen beeinflussen, und zwar auch nachteilig. Dieser Situation muss man sich bewusst sein und nach Möglichkeit auch antizipieren, welche negativen Auswirkungen des eigenen Handelns möglich sind, um diese oder auch eine gänzlich missbräuchliche Verwendung der eigenen Forschungsergebnisse vermeiden zu können. Das ist in dieser Abstraktheit sicherlich konsensfähig. In konkreten Situationen ist damit dennoch nicht unbedingt klar, was gut oder was falsch ist. Ich möchte dafür ein Beispiel aus meiner derzeitigen Arbeit anführen:

Ich leite seit drei Jahren ein Projekt, das den Wandel professioneller Selbstverständnisse von Soldaten in verschiedenen europäischen Ländern untersucht, d.h. ich habe z.B. Interviews mit Soldaten darüber geführt und – versteht sich – Anonymität zugesichert. Es ist ja ethischer Standard in den empirischen Wissenschaften, dass die Anonymität der

Informanten zu deren Schutz zu wahren ist. Wenn ich aber eine ernstzunehmende Aussage über verschiedene Gruppen von Soldaten treffen möchte, muss ich diese beschreiben und von anderen abgrenzen, d.h., ich nenne ihre Waffengattungen, Dienstränge, ihr Geschlecht und vielleicht bei der Präsentation der Analyse eines Einzelinterviews auch einen Teil der militärischen Karriere. Ab welchem Punkt mache ich die Personen damit erkennbar? Kann ich das überhaupt absehen? – Diese Frage ist verallgemeinerbar und gilt nicht nur für durchmachtete Untersuchungsfelder wie das Militär. Als Forscherin kann ich das Untersuchungsfeld, in dem ich mich bewege, kaum jemals so gut kennen wie die Angehörigen dieses sozialen Feldes selbst; das müsste ich aber, um zu wissen, wie viel Information zu viel ist, um noch Anonymität und Vertraulichkeit zu wahren, und damit den Transparenzregeln und ethischen Standards des „guten wissenschaftlichen Arbeitens“ genügen zu können. Meinen „Informanten“ war das zumindest teilweise bewusst. Mit ihren Vorkehrungen zum Schutz der eigenen Person lösen sie aber nicht das Dilemma der Forscherin: Ein Interview mit einem 4-Sterne-General ist von zweifelhaftem Nutzen, wenn eingangs *Chatham-House-Rule* vereinbart wird¹; es verschafft dessen ungeachtet Einsichten, die sich nur auf dieser Basis erlangen lassen.

Was sich für die Rezeption der Ethik-Erklärung aus meiner Sicht aus all dem ergibt, ist, dass bei der Ausbildung des akademischen Nachwuchses betont werden sollte, dass das eigene Tun in hochkomplexe Beziehungen eingebunden ist und es fast unvermeidbar *unintended consequences* gibt. Das enthebt niemanden von der Notwendigkeit einer antizipierenden Reflexion der Konsequenzen. Aber die ethische Kompetenz, die in der angewandten Forschung erforderlich ist, beinhaltet zu einem sehr großen Teil Ambiguitätstoleranz und die Fähigkeit, Entscheidungen zu treffen, *obwohl* es keine objektiv richtigen Entscheidungen gibt. Die angemessene Vorbereitung darauf wäre ein Training im Umgang mit Dilemmata. Die Frankfurter Ethik-Erklärung der DGV ist erfreulich offen gehalten, um so das Denken über diese Grauzonen anzuregen und sie thematisiert auch selbst die Kontextabhängigkeit dessen, was ethisch angemessen ist. Das Wissen darum, dass es für das ‘*do no harm*’ - Gebot kein Patentrezept gibt, sollte indessen auch ein regelmäßiger Teil der universitären Ausbildung werden, die den ethnologischen Nachwuchs in der überwiegenden Zahl ja nicht in die Akademie, sondern in diverse Praxisfelder entlässt,. Das betrifft vor allem die Frage der eigenen Positionierung.

Was die Ethnologie gegenüber anderen Sozialwissenschaften auszeichnet, ist die spezielle Forschungsposition, die Ethnologinnen und Ethnologen gegenüber „ihren“ Untersuchten

¹ Die Chatham-House-Rule soll einen offenen Dialog ermöglichen: "When a meeting, or part thereof, is held under the Chatham House Rule, participants are free to use the information received, but neither the identity nor the affiliation of the speaker(s), nor that of any other participant, may be revealed".

einnehmen: Der ethnologische *bottom-up*-Ansatz verlangt ja, sich auf das Feld so weitgehend einzulassen, dass eine Vertrautheit mit den Deutungsroutrinen derjenigen entsteht, deren Handlungslogiken man zu verstehen sucht. Dieser empathische Zugang der teilnehmenden Beobachtung ist eine Stärke des Faches, bedeutet aber eine prekäre Gratwanderung zwischen Vertrauen und Distanzierung. Der hermeneutisch gewünschte Insiderblick birgt Risiken der Vereinnahmung, Gegenübertragung und Identifizierung mit den Untersuchten. Die *applied* bzw. *action anthropology* nutzt diese Forschungsposition für eine explizite Parteilichkeit. Eine solche Grundhaltung lässt sich bei Tätigkeiten im Konfliktgeschehen, in Krisen- oder Kriegsgebieten beibehalten und kann dort sogar unerlässlich sein, wenn man im Rahmen humanitärer Hilfe tätig ist. Formen der anwaltschaftlichen, unterstützenden oder Nothilfe leistenden Arbeit zählen zu den häufigsten Anwendungen der Ethnologie in der außeruniversitären Berufspraxis. Dies entspricht der seit ein paar Jahrzehnten im Fach vorherrschenden Haltung: Überspitzt formuliert, verstehen viele von uns sich als Anwälte indigener Bevölkerungsgruppen, deren Widerstand gegen das Eingreifen staatlicher oder wirtschaftlicher Akteure in ihre Lebensräume, oder deren Abwehr der daraus häufig resultierenden Verelendungsprozesse zu verteidigen sind. Dagegen spricht nichts. Ethnologinnen und Ethnologen sind aber sowohl in ihrem professionellen Selbstverständnis als auch ethisch herausgefordert, wenn „ihre“ Untersuchten als Gewaltakteure in den Blick geraten. Es ist insofern verständlich, dass das Thema Gewalthandeln in traditionellen Ethnographien eher ausgespart blieb; das geht heute nicht mehr, wenn das Fach nicht in der Bedeutungslosigkeit versinken soll.

„Very Applied Anthropology“ – als EthnologInnen bei der Bundeswehr

Barbara Mück, DAAD; ehemals: Zentrum Operative Information der Bundeswehr

Dieser Kurzbeitrag ist aus der Perspektive der Praxis geschrieben. Die Autorin war fast fünf Jahre im Zentrum für Operative Information der Bundeswehr tätig und nahm als „Hauptmann der Reserve“ sechs Monate an der EUFOR-Mission in der Demokratischen Republik Kongo teil. Ihre Aufgaben dort als „Interkulturelle Einsatzberaterin“ waren die Beratung der militärischen Führung und die Beratung und Ausbildung der Soldaten.

Die ethische Debatte über das Engagement von Ethnologen bei der Bundeswehr scheint mir hauptsächlich durch Unwissenheit geprägt. Es geht beim Einsatz von Ethnologen nicht darum, verdeckte Feldforschung in den Einsatzländern zu betreiben, um dem Militär heimlich erworbenes Wissen über ethnische Gruppen zu vermitteln. Die wenigen EthnologInnen bei der Bundeswehr haben zum Beispiel folgende Aufgaben: Eine Ethnologin recherchiert und schreibt im Amt für Geowissenschaften der Bundeswehr wissenschaftliche Texte über geopolitische Fragen. Sie fügt in einer interdisziplinären Gruppe die ethnologische Expertise hinzu. Die Arbeit der Gruppe, in der sie tätig ist, wurde vor Kurzem vom Wissenschaftsrat positiv beurteilt. Eine weitere Kulturanthropologin ist an der Führungsakademie der Bundeswehr für Ethnologie zuständig. Das heißt, dass sie die Führungskräfte der Bundeswehr für ethnologisches Wissen sensibilisiert und in diesem Bereich ausbildet. Des Weiteren gibt es einige Dienstposten im Zentrum für Operative Information, an dem ich selbst fast fünf Jahre lang tätig war. Diese Stellen können von RegionalwissenschaftlerInnen oder EthnologInnen besetzt werden. Hier ist die Aufgabe, sich in der jeweiligen Region und

mit deren Konflikten auszukennen, um darüber Artikel für Bundeswehr und Ministerium zu schreiben, Soldaten auszubilden und im Falle von Einsätzen die Bundeswehr als „Interkulturelle Einsatzberater“ (IEB) zu begleiten.

Im Einsatz sind die Aufgaben der IEBs die Soldaten im Bereich der Interkulturellen Kompetenz auszubilden, die militärische Führung zu beraten und Kontakte zu Entscheidungsträgern im Lande für die militärische Führung zu knüpfen.

Die Diskussion über verdeckte Tätigkeiten von Ethnologen in der Bundeswehr ist daher überflüssig. Es gibt sie nicht. Die EthnologInnen, die die Bundeswehr in den Einsatz begleiten, sind in Uniform unterwegs und daher für jeden Gesprächspartner deutlich zuzuordnen.

Darüber hinaus kann die Frage gestellt werden, ob sich Ethnologen überhaupt in Einrichtungen wie der Bundeswehr engagieren sollen. Aus meiner Sicht sollten es noch deutlich mehr tun. Einschätzungen über die Bevölkerung, Konfliktparteien und andere Akteure werden in jedem Einsatz von den Streitkräften vorgenommen. Ich bin der Meinung, dass es zielführender ist, wenn dies Ethnologen oder Regionalwissenschaftler tun und nicht irgendwelche Offiziere ohne adäquate Vorbildung. Dabei ist zu beachten, dass die Bundeswehr keine Angriffskriege führt. Als Folge der seit 1990 veränderten Sicherheitslage wird die Bundeswehr neben der Verteidigung des Landes auch zu friedenserhaltenden und -sichernden Maßnahmen außerhalb der Bundesrepublik Deutschland eingesetzt. Den Zielen, international Frieden zu erhalten bzw. zu sichern, schließe ich mich als Ethnologin gerne an². Des Weiteren spricht für ein Engagement bei der Bundeswehr, dass die deutschen Streitkräfte sich heute ausschließlich an Missionen beteiligen, die von den Vereinten Nationen beschlossen wurden. Und nicht zuletzt ist es der deutsche Bundestag, der die Einsätze der Bundeswehr beschließt.

In der Diskussion wurden Bedenken geäußert, dass Ethnologen die Bevormundung lokaler Bevölkerungsgruppen unterstützen könnten. Genau das Gegenteil habe ich mir während meines Einsatzes in der Demokratischen Republik Kongo zum Ziel gesetzt, nämlich die Interessen der Bevölkerung mit in die Entscheidungsprozesse hineinzutragen – soweit es aus der Außensicht möglich ist, diese zu erkennen. Nicht zuletzt dient dies auch der Sicherheit der Streitkräfte, da eine Bevölkerung, die einen Einsatz als für sie gestaltet erlebt statt gegen sie, einen solchen eher unterstützt.

Angewandte Ethnologie hängt immer vom Engagement der jeweiligen EthnologInnen ab. Ethnologie kann sowohl in der Wissenschaft als auch in humanitären Organisationen, der Entwicklungszusammenarbeit, in Advocacy Gruppen usw. zum Wohle der beobachteten

² Dass das Militär allein keinen Frieden schaffen kann, ist übrigens auch im Verteidigungsministerium Konsens.

und/oder beschriebenen Gruppe aber auch gegen sie verwendet werden. Wichtig ist aus meiner Sicht, dass wir EthnologInnen jeweils intensiv die Konsequenzen unseres Handelns bedenken und dementsprechend agieren.